

## Volker Morstadt

### Freiburg

## Das Auf und Ab der Panzersperren von Mühlhofen

Nach dem Luftangriff auf **Freiburg** vom 27.11.44 wird er mit achteinhalb Jahren im März 1945 mit der "Kinderlandverschickung" der NSV nach **Mühlhofen, heute Uhldingen-Mühlhofen**, geschickt, wo er im Haus eines Schmieds unterkommt. Sein Vater ist bereits im Juli 1941 in der Ost-Ukraine gefallen. Er beschreibt in seinen vor etwa drei Jahren verfassten Erinnerungen sehr detailliert die Arbeit in einer Dorfschmiede, der kleinen Landwirtschaft mit einem aggressiven Hahn, den Geschmack eines Schweins, das wegen Rotlaufs geschlachtet wird. Als evangelischer Junge muss er mit zum katholischen Karfreitagsgottesdienst in die **Unteruhldinger** Kirche. Von der Daisendorfer Straße sieht er hinunter nach **Überlingen**, wo Ende April 1945 heftig gekämpft wird. Die Franzosen nahen - und beherzte Männer aus **Mühlhofen** sägen an den Panzersperren des Ortes und zwar so, dass man keine Stämme mehr einlegen kann. Das bekommt eine SS-Einheit in der Nähe mit. Sie stellen den Einwohnern das Ultimatum: wenn am nächsten Morgen die Panzersperren nicht wieder im alten Zustand sind, werden einige im Ort erschossen. So ziehen die Einwohner in den Wald, sägen neue Stämme und reparieren die Sperren. Als dann am Mittag die Franzosen einziehen, ist die SS-Einheit verschwunden. Nun müssen die "ortsbekanntes Nazis" die Stämme mit den Händen wieder ausgraben. Die Franzosen vertreiben für einige Wochen alle Einwohner auf der einen Seite der Aach aus ihren Häusern. Dann die Heimfahrt nach **Freiburg**: auf einem LKW, den der Haushofmeister der ehemaligen badischen Großherzogin Hilda, Herr Vokt, der ebenfalls in der Reiterstraße in Freiburg wohnt, von **Salem** her kommen lässt, fährt der Junge im Juli 1945 zurück nach Freiburg. Die Mutter erzählt ihm von der Einnahme **Freiburgs**: Sie konnte aus den Vorräten des Möbelhauses Scherer am Holzmarkt einen Ballen Stoff ergattern für Kleider und Hemden, Übergabe, davor Sprengung der Eisenbahnbrücken an der Pochgasse, Reutebachgasse und am Komturplatz. Beschlagnahme des Mobiliars des Herrenzimmers aufgrund des Winks einer Nachbarin durch die Franzosen, Einquartierung eines ehemaligen polnischen Zwangsarbeiters mit Frau und Baby, die 1946 nach **Polen** zurückkehren

Über die Kinderlandverschickung des Winterhilfswerks (WHV) der nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) war ich im März 1945 als achteinhalbjähriger Bub aus dem zerstörten Freiburg nach Mühlhofen (heute Uhldingen-Mühlhofen) in der Familie eines Schmiedes aufgenommen worden (die Kinderlandverschickung - von Berliner Buben bald als „Kinderlandverschleppung“ verspottet - hatte Hitler bereits am 27.9.1940 durch Reichsleiter Bormann anordnen lassen, damit die Jugend aus durch Luftangriffe gefährdeten Gebieten „in die anderen Gebiete des Reiches geschickt werden“ sollte, zunächst noch freiwillig, aber ab Frühjahr 1943 zwangsweise).

Ich wurde wohl zusammen mit anderen Freiburger Kindern nach Mühlhofen gebracht – mit was für einem Gefährt, Zug oder Omnibus, weiß ich nicht mehr; Großmutter, Mutter und jüngerer Bruder verblieben in der Reiterstraße. Das Dorf war gut katholisch und demzufolge auch die Familie meiner Gastgeber, die in der Daisendorfer Straße wohnten. Außer der Schmiede hatten sie ein bisschen Kleinlandwirtschaft –

Hühner, wohl eine Kuh oder Ziegen und natürlich mindestens ein Schwein. Der Hausherr war, da schon 64 Jahre alt, nicht eingezogen und auch Bürgermeister. Seine Frau hatte gewisse Ähnlichkeiten mit meiner im Januar 1945 gerade verstorbenen Großmutter väterlicherseits.

Eine Schmiede war für mich etwas ganz Neues: Es wurden Pferde und Rinder neu beschlagen, die hölzernen Naben von späteren Wagenrädern mit einem Eisenkäfig ummantelt und auf die fertigen Holzräder Eisenreifen aufgezogen. Allein schon dass und wie das Feuer in der Esse unterhalten und durch ein Gebläse zur Weißglut gebracht wurde, wenn das Eisen erhitzt wurde, war für mich erstaunlich. Und dann das Zischen und Brodeln, wenn das Schmiedegut im Wasser des Brunnentrogs oder der Radrinne abgeschreckt wurde. Einen fürchterlichen Gestank nach verbranntem Horn gab es, wenn ein Pferd neu beschlagen wurde. Nachdem das alte Hufeisen entfernt worden war, wurden dem Ross „die Nägel geschnitten“, d.h. das Horn des Hufes wurde gekürzt, indem alles Überstehende entfernt wurde. Dann wurde das neue Hufeisen glühend gemacht, seine endgültige Form auf dem Amboss durch Hammerschläge festgelegt und es wurde auf den Huf gepresst, so dass er genau daran passte; das stank natürlich abscheulich. Nach dem Abkühlen wurde das Hufeisen mit speziellen Hufnägeln, die einen quadratischen Kopf hatten, auf dem Horn festgenagelt.

Auch Rinder wurden so beschlagen, nur dass deren Eisen wegen der Paarhufigkeit die Form eines halben Gummiabsatzes von Schuhen hatte. Ich dachte damals nicht im Geringsten daran, dass ich einmal, wenn auch nur für zwei Wochen während des Studium-Vorpraktikums, hinter einem Amboss stehen sollte.

Hinter der Werkstatt und dem Wohnhaus waren ein Gemüsegarten und ein kleiner Hof, wo die Hühner mit einem Hahn lebten. Das war ein ganz rabiater Geselle: Jedes Mal, wenn ich zurück ins Haus wollte und eine nach außen zu öffnende Türe zu mir her aufziehen musste, flog er hinter mir her und versuchte mir mit Schnabel oder Flügeln eine zu verpassen. Meistens war ich aber schneller.

An den Garten schloss sich eine große Wiese an. Beim Essen war für mich der Kartoffelsalat mit eingeschnittenen Gurkenscheiben neu; sonst war es wohl so wie zu Hause, da ich mich nicht an weitere mir unbekannte Speisen erinnere – für die „Brägele“ allerdings schnitten sie die Kartoffeln nicht, sondern raspelten sie wie für Rösti. Besonders betroffen war die Familie, als eines der Schweine – oder war es sogar das einzige? – den Rotlauf bekam, eine Bakterien-Infektion, bei der die Haut ganz blaurot wird und die Tiere, wenn sie nicht sofort getötet werden, an Magen- und Darmentzündung verenden. Es wurde daher sofort geschlachtet und das Fleisch selbst verwertet, da es unverkäuflich ist – kein Wunder bei dem fast impertinenten Geschmack des Schweinebratens etc. Ich konnte deswegen fast nichts davon essen.

Am Karfreitag 1945 wurde morgens die Küche frisch gekalkt und auch sonst Großputz veranstaltet, und nachmittags musste ich mit in die Unteruhldinger Kirche (Mühlhofen hat/hatte keine) zur so genannten ewigen Anbetung, einer Abfolge von Gebeten, Vaterunsern und Ave-Marias. Für mich, der ich bisher nur

evangelischen Kindergottesdienst kannte und schon wusste, dass der Karfreitag „unser allerhöchster Feiertag“ ist, war das alles sehr befremdlich, zumal auch nicht gesungen wurde und die Glocken schwiegen – „sie waren nach Rom geflogen“, wie es hieß. Ich sehe noch heute die rappelvollen Bänke vor mir und höre das monotone Singsang-Gemurmel.

So nahte allmählich das Kriegsende. Wenn man die Daisendorfer Straße weiter hinauf geht, hat man einen schönen Blick nach Überlingen hinüber. Eines Tages zu Beginn der zweiten Aprilhälfte 1945 sahen und hörten wir von dort oben, dass in Überlingen heftig gekämpft wurde – man sah Staub von Geschosseinschlägen aufsteigen und hörte zeitversetzt deren dumpfes Bersten. Da machten sich einige beherzte Männer, die einen Beschuss des Dorfes und Kämpfe von Haus zu Haus verhindern wollten, daran, die im Dorf vorhandenen "Panzersperren" zu zerstören. Sie waren an markanten Straßenpunkten, wie z.B. Ortseingängen oder Straßenverzweigungen, eingelassen und bestanden aus je zwei an jedem Straßenrand gegenüberliegend im Boden verankerten und senkrecht stehenden Baumstämmen. In die freigelassenen Lücken zwischen je zwei Stämmen wurden quer über die Straße lange Querstämmen gelegt, sodass übliche Fahrzeuge nicht mehr durchkommen konnten. Wie man hoffte, sollten auch Panzer zurückgehalten werden. Am Beginn der Daisendorfer Straße hinter der Aachbrücke und an der Straße nach Grasbeuren standen solche Sperren.

Einige Männer des Dorfes sägten nun auf jeder Seite einen Stamm um, so dass keine Querstämmen mehr eingelegt werden konnten; dabei spielte sicher die latente Antinazi-Einstellung der streng katholischen Bevölkerung mit, die ich schon ab und zu bemerkt hatte.

Dass die Kämpfe in Überlingen jedoch andauerten, wobei viele Häuser zerstört wurden, und dass die Franzosen somit nicht mehr am selben Tag einmarschierten, damit hatten die Mühlhofener nicht gerechnet. Vielmehr hatte eine SS-Einheit, die in der Gegend war, von der Sabotage gehört. An sich hätte sie sofort wie sonst üblich die Übeltäter erschießen lassen können, aber dann wären ja die Panzersperren immer noch kaputt gewesen. So nahmen sie die Einwohner von Mühlhofen in Sippenhaft und stellten ihnen das Ultimatum, wenn am nächsten Morgen die abgesägten Stämme nicht wieder ständen, werde man einige erschießen. So zog alles im Dorf, was arbeiten konnte, ob Frau, Mann, Mädchen oder Bub (mich ließ man allerdings zuhause) nachts in den Wald und schlug Bäume, längte und astete sie ab und grub sie an den Panzersperren ein. Wie befohlen stand am anderen Morgen alles wieder.

Gegen Mittag besetzten die Franzosen, die den Widerstand in Überlingen gebrochen hatten, kampfflos das Dorf, denn die SS-Einheit hatte sich rechtzeitig aus dem Staub gemacht. Wenige Stunden später mussten einige dorfbekannte Nazis die Stämme mit den Händen wieder ausgraben.

Die Franzosen vertrieben alle Bewohner auf unserer Seite der Aach aus ihren Häusern, so dass wir für einige Wochen bei anderen Familien im Dorf unterkommen mussten. Als wir wieder zurückkonnten und

ich meine Sachen wieder auspackte, war ein mir ganz besonders lieb gewordenes Buch nicht mehr auffindbar – ich meine, es hieß "Das kalte Herz" und enthielt außer Hauffs gleichnamigem Märchen noch andere Geschichten. Ich trauerte dem Buch so nach, dass ich heute noch weiß, dass ich es einmal besessen hatte; Lesen war nämlich schon seit Beginn der Schulzeit eine Lieblingsbeschäftigung.

Im Mai musste ich beim Heuen helfen. Ich meine, dass das Gras mit einer von einem Ross oder einem Ochsen gezogenen Mähmaschine früh morgens geschnitten wurde. Nach dem Mittagessen hieß es, dass nun gewendet werden muss. Ich hielt das für einen Scherz, mit dem der Bub aus der Stadt hinters Licht geführt werden sollte, und legte mich zum Lesen auf mein Bett. Mein Erstaunen war groß, als es plötzlich ganz ruhig im Haus wurde. Ich ging daher in den Garten, wo ich alle das geschnittene Gras mit der Heugabel wenden sah. Niemand erklärte mir das für Bauersleute ja Selbstverständliche, dass Gras an einem guten Sommertag ganz trocken werden kann, wozu man es mittags aber wenden muss.

Der Sommer ging ins Land, und eines Tages hieß es, dass ich nach Freiburg zurückfahren dürfe. In unserer Reiterstraße wohnte Herr Vokt, der Haushofmeister der ehemaligen und letzten badischen Großherzogin Hilda. Seit dem Angriff auf Freiburg, bei dem ihr Stadtpalais ausgebrannt war, lebte sie in Badenweiler oder Salem. Über Herrn Vokt hatte Mutter die Möglichkeit erhalten, dass ich von einem Lastwagen, der irgendwelche Sachen und Leute von Salem nach Freiburg brachte, mitgenommen werden konnte. Der Laster war wie fast alle damals gasbetrieben: Er hatte einen Holzvergaser, einen hinter dem Führerhaus seitlich angebrachten Zylinder von etwa 80 cm Durchmesser und ca. 2 m Länge, der als Vorratsbehälter für Holzschnipsel diente und der unten eine Verkokungskammer hatte, in der aus dem Holz Treibgas für den LKW-Motor erzeugt wurde. Vor dem Losfahren musste erst umständlich das Holz zum Glühen gebracht werden, was meist eine Viertelstunde dauerte.

Es war ein heißer Sommertag im Juli 1945, als ich abgeholt wurde. Gleich hinter dem Führerhaus war auf der Ladefläche einer kranken Frau das Lager gerichtet; dann war wohl etwas in Stroh verpackt, das den Rest der Ladefläche einnahm; jedenfalls saß ich während der Fahrt ebenso wie noch einige Erwachsene auf dem Stroh im Fahrtwind. Am Nachmittag kamen wir in der Reiterstraße an. Kaum hatte ich Mutter, Großmutter und Bruder Dieter begrüßt, hieß es, ich sei ja ein richtiger „Seehas" geworden – ich hatte natürlich den Bodensee-Dialekt angenommen, den ich in Freiburg aber bald wieder verlor.

Mutter erzählte mir dann von der Einnahme Freiburgs durch französische Truppen am 22.4.1945, unter denen Nordafrikaner („Marokkaner“) waren, sodass es auch zu Vergewaltigungen kam. Einen Tag zuvor waren u. a. beim Möbelhaus Scherer in der Kaiserstraße beim Holzmarkt (heute gibt es nur noch die Inschrift am Haus) die Vorräte unter die Bevölkerung verteilt worden, wenn es sich nicht sogar um Plünderungen gehandelt hatte. Mutter konnte jedenfalls Teile eines grauen, blaugeblühten Stoffballens ergattern, aus dem sie sich Kleider und uns Hemden nähte.

Die Einnahme Freiburgs ging übrigens nicht ganz kampfflos vor sich, obwohl dessen letzter Kampfkommandant, Generalmajor Rudolf Bader, gegen Hitlers Befehl, um jeden Stein zu kämpfen, einsah, dass die Stadt nur noch mehr zerstört worden wäre, wenn er sie verteidigt hätte, und der seine Resttruppen in den Raum Villingen abgezogen hatte. Zu dieser Einsicht haben wohl auch die Argumente einer beherzten Herdemer Bürgerin, Philomene Steiger, beigetragen, die bei ihm im (alten) Jägerhäusle vorgesprochen und ihn um die Nichtverteidigung gebeten hatte; sie wurde später Freiburger Ehrenbürgerin. Trotzdem wurden von Volkssturmläuten noch die Bahnbrücken an der Pochgasse, Reutebachgasse und am Komturplatz gesprengt, wobei es einige Tote unter der Bevölkerung gab. Bader dagegen verweigerte auch den Befehl, die Dreisambrücken zu sprengen, da unter ihnen noch intakte Versorgungsleitungen verlegt waren.

Mutter erzählte auch häufig mit gleichbleibend großer Entrüstung vom Affront unserer Vis-a-vis-Nachbarin: Kurz nach der Besetzung durch die Franzosen hatte sie einen von deren Beschlagnahmetrupps zu uns geschickt, wie Mutter selbst vom Wohnzimmerfenster aus gesehen hatte. Er „requirierte“ – wie Mutter sagte – für eine der Offizierswohnungen den Bücherschrank und den Schreibtisch mit Stuhl aus dem Herrenzimmer; wir erhielten alles 1948/49 zurück.

Es ging nicht lange, und das fast leere Herrenzimmer wurde mit einem ehemaligen jungen polnischen Zwangsarbeiter belegt, der sich uns gegenüber zwar oben auf fühlte, das aber nur ab und zu merken ließ. Er hatte kurz darauf auch eine Polin gefunden, die er, da sie bald schwanger wurde, auch heiratete. Die junge Familie – das Baby war ein Bub – benutzte unsere Küche und vielleicht auch das Bad mit. Als der Kleine etwa ein Jahr alt war, stellte er sich eine Zeitlang in die Küche, warf sich in die Brust und hielt flammende Ansprachen in Baby-Polnisch. Sie kehrten dann so Ende 1946 nach Polen heim.

Soweit mein und meiner Familie Kriegsende; der Vollständigkeit halber füge ich noch an, dass mein Vater bereits am 29.7.1941 in der Ost-Ukraine gefallen war.

***Volker Morstadt***